

(1890-1964)

Eduard Coudenhove — zur zehnten Wiederkehr seines Todestages am 23. Dezember 1964

Von HANS LOHBERGER

Quellen objektiver Art, die von seinem Leben und wissenschaftlichen wie kulturpolitischen Wirken künden, waren mir nicht erreichbar, sind in derzeit unzugänglichen Akten oder überhaupt kaum noch vorhanden, trotz seiner umfangreichen und vielfältigen Tätigkeit auf akademischem wie auf verwaltungsrechtlichem Gebiete. Mich spornten freilich gerade dieser Mangel an vorhandenem Material und sein allmähliches Vergessenwerden zu einer Fülle persönlichen Gedenkens an, die ich allerdings kaum



vermitteln oder weitergeben, sondern im besten Falle in den folgenden Seiten andeuten und fühlbar machen kann. Am Schluß soll dann Coudenhove selbst zu Wort kommen: Seine Worte über Dichtung und Romantik bergen Geist und Zauber seiner Persönlichkeit.

Mir stehen, wie gesagt, meine subjektiven Erinnerungen, die Erinnerungen des damals jung gewesenen Rechnungsbeamten an den Hofrat, den Abteilungsvorstand, zu Gebote. Denn er war der erste „Hofrat“ in meinem Beamtenleben. Ich entsinne mich unzähliger Aktenstücke, die er vor meinen Augen mit seinem Namenszuge gefertigt hat; er tat dies nie-

mals als „Bürokrat“, sondern als ein Mann, der, zwischen Dienst und Kunst stehend, immerdar menschliche Ausblicke aus dem Aktenstaub nach oben und ins Weite eröffnete.

Betrachtete er es doch als seine besondere und gerne auf sich genommene Aufgabe, junge oder bisher übergangene begabte musische Menschen mit all seiner Erfahrung, Kraft und Einsicht zu fördern, sie in ihren künstlerischen Anliegen zu beraten und ihnen das Leben ein wenig leichter, heller, sorgloser zu machen. Dies war sein Amt — jenseits aller sonst auch im Kulturleben mißbräuchlichen Amtsschimmelei. Alles in allem gehörte Coudenhove — zehn Jahre nach seinem Tode, zwanzig Jahre nach seiner Pensionierung, nach seinem Weggang als Vorstand der Kulturabteilung der Steiermärkischen Landesregierung wird das fühlbar — zu jenen stets so segensreich wirkenden „Stillen im Lande“, die für andere viel und lautlos gesät und für sich selbst nur wenig geerntet haben; stand er im öffentlichen Leben doch meist im Schatten seiner Vorgesetzten, der politischen Referenten, denen er nicht minder große Dienste geleistet hat und selbst dabei oft genug namenlos blieb. Aber so gerade entsprach es ihm, ganz wie es der großen Poesie und Musik entspricht, Größe und Unverwechselbarkeit, Unvergesslichkeit mit Anonymität bezahlt, bewertet und bewiesen zu haben.

Er selbst hat seine unzähligen Vorträge, Vorlesungen, Ansprachen und Reden meist nur nach Stichworten gehalten, selten tippte er selbst seine Aufsätze auf Papier, das er dann nachher wieder vernichtet hat. Er saß nicht auf seinen Lorbeeren. Er ließ die Buchstaben über sich selbst hinaus reden. Das frei tönende Wort, jeweils ganz persönlich für diese oder jene Ohren bestimmt, liebte er und vertraute ihm, weil er ihm, begleitet vom Klang der Stimme, von Blick und Gestik, gerade jenes so seltene Gut mitgeben konnte, auf das es ihm besonders ankam: musische Gesinnung mitzuteilen und Freude am Geist, am Schönen und Guten kraftvoll denen zu spenden, die ihm lauschten. Und selbst in seinen schriftlich niedergelegten Arbeiten vernehme ich noch dieses sein tönende Wort. Kann Stil sich besser beweisen? Musisches anders von Mensch zu Mensch gehen?

So sagte er mir denn einmal, unvermutet aus dem Blättern in Akten heraus: „Wissen Sie, wonach ich die Menschen schätze und werte? Nicht nach jung oder alt, schön oder häßlich, ja auch nicht nach fleißig oder faul; nein, einzig ihrer musischen Gesinnung nach.“ Sie war denn auch die Wünschelrute, die er an die Herzen derer legte, die ihm begegneten, sie war ihm das wahrhaft Menschliche, Kostbare, Adelnde. Und dieses Menschlich-Kostbare aufzufinden, es hochzuhalten, zu fördern und zu festigen, war sein Amt auch im Privaten und sein Privates auch im Amt,

war Dienst und Ideal. Beide ansonsten oft so weit auseinanderliegenden, von einer anscheinend unüberbrückbar geltenden Kluft getrennten Prinzipien zu vereinen und verbunden zu halten, es gelang gleichsam mühelos seinem hochgemuten, weisen und edlen Wesen. Darin aber lag seine Begnadung und sein Genie.

Und hier lag das schließlich immer Trostreiche, innerlich Bereichernde, dessen der Mensch gerade heute und wohl ebenso morgen noch so besonders bedarf, um nicht inmitten der materiellen „Bedürfnisse“ unserer Alltäglichkeit zu ersticken und lichtlos unterzugehen.

Graf Eduard Coudenhove war geboren am 2. Dezember 1890 in Wiener Neustadt. Sein Großvater war Graf Eduard von Taaffe, Kaiser Franz Josephs Jugendspiele und langjähriger Ministerpräsident, Coudenhoves Vetter war der Paneuropäer Coudenhove-Kalergi, den er hoch schätzte. Während ich vorübergehend in seinem Vorzimmer Dienst versah, besuchte ihn der „Paneuropäer“, und wir haben anschließend mancherlei über den Zukunftstraum gesprochen, der die vielen, mir längst bekannten Bücher des Europäers beseelt.

Seine Jugend verlebte Coudenhove zum Teil auf Familienbesitzungen im österreichischen Böhmen, das in dem weitschauenden Blick des jungen Gymnasiasten (Prag!) und Juristen wohl die ersten nachhaltigen Eindrücke, entscheidenden Befürchtungen und kulturell-staatsmännischen Erwägungen wachgerufen haben mochte. „Österreich zerfiel“, sagte er einmal zu mir, „weil die Österreicher vor 1918 zu träge waren, die Sprache ihrer Mitvölker verstehen und sprechen zu lernen. Die anderen konnten Deutsch. Ich habe mich als junger Beamter bemüht, tschechische Akten tschechisch zu erledigen, zu schreiben. Wie?“ — er lachte ein wenig — „aber getan habe ich's und gegangen ist es wohl auch zur Not.“

1911—1912 absolvierte Coudenhove sein Militärjahr. Es folgte Zivilstaatsdienst bei der Statthalterei in Brünn und im Innenministerium in Wien. Kriegsdienst, abermals Beamtenlaufbahn in Wien. Nach dem erfolgreich abgelegten Jusstudium, seinem Doktorat 1914, wurde er 1928 Dr. phil. (Kunstgeschichte) und von da ab Bibliothekar am Kunsthistorischen Institut der Universität Graz. Seit 1931 war er Privatdozent für Kunstgeschichte an der Universität Graz. 1936 berief ihn Landeshauptmann Stepan zum Direktor des Landesmuseums Joanneum und zugleich zum Vorstand der Abteilung für Kunst und Wissenschaft der Steiermärkischen Landesregierung. Ein Jurist, der zugleich Kunsthistoriker war: Die beiden Stellungen, die Coudenhove nunmehr innehatte, ließen sich wohl nicht besser besetzen. 1938 verlor er seine Stellungen, seinen Wohnsitz in Graz, bald auch seinen Ruhegenuß, wie er mir erzählte, und übersiedelte nach Bad Kissingen (Seehof) in Unterfranken, wo er Verwandte

hatte. Es wurde ihm verboten, seine akademische Lehrtätigkeit weiter auszuüben. Eine an ihn später ergangene Aufforderung, sich um eine neuerliche Zulassung an einer Universität zu bemühen, würdigte Coudenhove nach allen vorangegangenen Maßregelungen und Demütigungen keiner Antwort. Diese Einstellung und Ablehnung sollte ihm nach 1945 sogar schaden: Galt er nun doch nicht als „verfolgt“. Erst nach langwierigen Verhandlungen wurde ihm Gerechtigkeit zuteil. Allerdings dauerte es noch bis 1947, daß Coudenhove über damals hermetisch geschlossene Staatsgrenzen und Besatzungszonen hinweg nach Graz kommen und die Leitung des Kulturreferates des Amtes der Steiermärkischen Landesregierung wieder übernehmen sowie seine Lehrtätigkeit an der Universität Graz ausüben konnte.

Nunmehr begann nach den harten Kriegs- und Nachkriegsjahren inmitten materieller Not und menschlichen Mißverstehens der Aufbau zerstörter Kulturwerke und Kulturgesinnung von Mensch zu Mensch, wobei nicht zuletzt der Historische Verein für Steiermark sich seiner Förderung erfreute. Hierbei das rechte Wort zur rechten Tat zu finden, war nunmehr sein Amt. Als Jurist und Kunsthistoriker, als Rechtskundiger und als Philosoph und Ästhet kam er an die Wurzel der Probleme heran, die zu lösen, zu heilen als seine Aufgabe und Sendung er angesehen hat. Denn eine nur rationalistische Lösung genügt nicht und — gibt es wohl auch nicht — sie schadet, wo immer man sie gefunden zu haben meint, sogar. Und nicht nur Lösung, sondern Erlösung bringt erst das unabhängige-selbständige Denken, das sein Denken war und das in anderen zu fördern er nicht müde wurde. Erlösung bringt erst der Blick nach oben, das Wissen um Weisheit, die Freude am Schönen, das die Herzen mehr und besser bewegt als der Paragraph „an sich“. Das Protokoll als Selbstzweck verabscheute er, der es wie kein anderer sah und nicht zuletzt für sich selbst erlebt hatte, wie dieser „Protokoller“ in seiner Totalität die Menschheit in allen ihren Werten bürokratisiert, das heißt aber mißverstehen, verrückt macht und ihr für lange Zeit schadet, weil sie schändet. All das schloß für den pünktlichst seine Bürostunden und Vereinbarungen einhaltenden Beamten altösterreichischer Prägung nicht aus: für alle zu sprechen, hatte er auch für alle allzeit einen geradezu intuitiv abgestimmten Rat bereit. Und seine Tat. Der Reim zwischen Amtsdienst und Kunstgesinnung war sein Anliegen. Und wäre nicht Staatsdienst im Großen wie Menschenführung im Kleinen und einzelnen schließlich Kultur? Waren und bleiben sie es nicht? Tief gesehen: Welch eine Klassik in der „Romantik“, deren „Lob“ er sagte und die er nicht missen wollte.

Menschen zu führen: das vermochte er, und dieses Vermögen bewies er seinen Studenten gegenüber und in seinem Amte. Zu jedem seiner

Beamten fand und hatte er seine privaten, menschlichen Fäden, die er zart in den Händen hielt und die er niemals abreißen ließ. Nennt man auch das „Romantik“, so darf man erst recht das Wort „Lob“ daneben setzen: in seinem Sinne und als Dank all derer, die er geführt. Wirkte er doch als rechter Vater, in Ernst, berechtigter Strenge und nie versiegender Güte, immer gerecht in seiner Abteilung, als wäre sie nicht bloß Amt, sondern die Wohnung einer, seiner Familie mit Salon, Herrenzimmer, Aktenküche, Gästeraum und — Kinderzimmer.

Er wollte es nicht wahrhaben, daß „Menschlichkeit nur Sentimentalität“ sei. Ich kann dem namhaften Kunsthistoriker nicht folgen, aber mir war es doch durch Jahre vergönnt, den menschlichen Widerschein seiner wohl einmaligen Gaben zu erfahren. So ermahnte und ermutigte er mich schon zu Beginn meiner Dienstzeit, das gute Deutsch ja nicht des Amtstiles halber zu verraten und der Bürokratie dieses selbstmörderische Zugeständnis zu machen. „Schreiben Sie in Ihren Sitzungsanträgen nicht den Amtsstil ab, sondern wie Sie sonst schreiben, deutsch“, sagte er mir. Und immer hatte man ihm gegenüber das Gefühl, er komme aus hoher Ferne und Einzigkeit einem nahe, näher als andere, die auf gleicher Ebene stehen. So hatte er mit jedem seiner Mitarbeiter seinen persönlichen Kontakt, wußte Freud und Leid vom Gesicht abzulesen, merkte sich die Namen der Kinder, ihre Krankheiten und Schulen, ließ sich lange von Urlaubsfahrten erzählen, von Theaterabenden. Ihm gegenüber war man nie Amtsschraube. Noch weiß ich es, wie er mich eines Tages, da ich dienstlich in sein geradezu spartanisch-bescheidenes Dienstzimmer beschieden worden war und er mir die Unterschriftenmappen zurückgegeben hatte, vom letzten Akt weg nach dem Fenster hin zog mit den Worten: „Und jetzt — haben Sie schon diese Pracht gesehen?“ Er deutete auf die über Nacht erblühten Fliederbüsche im Burggarten. Eine Weile schauten wir in die reiche Fülle hinunter und hörten die Vögel singen. „Frühling! Die Zeit der Lyriker ist wieder da, spüren Sie es?“ Der Duft dieser Minuten an seiner Seite wird mir nie verwehen.

Und so entstammt denn, im Auftrage geschrieben, aber seiner Feder das Vorwort, das „Geleit“ zum ersten und bisher letzten „Steirischen Dichteralmanach“, auf den er stolz war als auf eine „Publikation des Kulturreferates der Steiermärkischen Landesregierung“ (1952):

„Dies Buch sei ein Bekenntnis zur Stille. Die Sehnsucht nach solcher Stille erfüllt heute — bewußt oder unbewußt — jeden, mag er noch so stark vom Strome tätigen Lebens mitgerissen, mag er noch so laut vom Lärm des Alltäglichen überflutet sein. Für alle muß es Stunden der Abkehr von außen, der Einkehr nach innen geben, soll das Beste im Menschen nicht am Räderwerk nüchterner Norm zerrieben werden.“

Es ist das Vorrecht des Dichters, diese Gefahr zu bannen und jedem einen Weg zu weisen, auf dem er aus sich selbst das Lärmen der Umwelt zu überwinden vermag. Dazu bedarf es der edlen Form des Wortes, denn sie sichert guten Gedanken Dauer und Wirkung. So wird das Dichterwort zum fruchtbereiten Samen auf dem aufgebrochenen Ackerboden bewegten Zeitgeschehens.

Österreich bedarf heute mehr denn je solchen Samens, und es fehlt auch nicht daran; ihn möge dies Buch ins weite Land streuen, auf daß er keime, Wurzel fasse und eine Ernte bringe, deren Sicherheit in der Selbstbesinnung unseres Volkes liegt . . .

Möge solcher Segen viele Kämpfende, Leidende und Liebende zueinanderführen durch die Erweckung des alles überbrückenden Wunders stiller Menschlichkeit.“

Diesem seinem „Bekennnis zur Stille“, dessen wenigen Worten noch eine unvergeßliche Tiefe eignet, folgt sein „Lob der Romantik“ (Festschrift Julius Franz Schütz, Böhlau, 1954), ein in seinem Abschiedsjahr verfaßtes Bekenntnis voll Weisheit und Prophetie, das für seinen damaligen Übergang vom Hofrat der Kulturabteilung zum Generalsekretär der Vereinigten Bühnen, also in die Romantik des Theaters, sinnbildhaft sein mag. Es schloß mit den Worten:

„Niemand denkt daran zu empfehlen, wie Karl Maria von Weber oder Robert Schumann zu komponieren, wie Kaspar David Friedrich oder Moritz von Schwind zu malen. Diese Erscheinungsform der Romantik hat sich zu ihrer Zeit erfüllt und kehrt nicht wieder. Aber es war Erscheinung von bleibend Gültigem. Man vergißt heute manchmal, daß es Kunst nur in der Beziehung des Werkes zum Erlebnis des einzelnen Menschen geben kann. Man vergißt ferner, daß die Kunst sich nicht daran erschöpft, im Guten oder Bösen, im Großen oder Kleinen, im Geistigen oder Materiellen die chaotische Realität der Zeit und den Weg zu ihrer formalen Ordnung aufzuzeigen. Ihr ist vielmehr die Gnade gegeben, ein Zipfelchen von dem Schleier zu lüften, der den Menschen vom Ewigen trennt, und ihm eine Erfüllung zu bringen, wie sie die Ratio allein niemals bieten kann.

Man mag Romantik Träumerei nennen; tatsächlich bietet sie einen fruchtbereiten Boden, in dem alle menschliche Leistung letzten Endes eine nährenden Wurzel findet. Den Künstlern war einst die Freiheit gegeben, solches mit ihren Werken offen auszusprechen. Die Zukunft wird lehren, ob auf diese Freiheit dauernd verzichtet werden kann. Jedenfalls sollten wir uns aber vor einer Kunstgesinnung in Ehrfurcht neigen, die — weit über ihre eigene Zeit hinaus — den Menschen soviel Glück und innere Kraft geschenkt hat. Wäre es unwürdiges Beginnen, solchem Ziele auf neuen Wegen zuzustreben?“

Am 1. Oktober 1974 wurde in München
das Buch „Lob der Romantik“
von Hans Pischegger
in der Bibliothek
des ...

Hans Pischegger

Das Buch „Lob der Romantik“
von Hans Pischegger
ist ein wertvolles
Dokument
über die Romantik
in der Kunst
und Literatur
des 19. Jahrhunderts.
Es ist ein
wichtiges
Werk
für
die
Kunst-
und
Literatur-
wissenschaft.

Das Buch „Lob der Romantik“
von Hans Pischegger
ist ein wertvolles
Dokument
über die Romantik
in der Kunst
und Literatur
des 19. Jahrhunderts.
Es ist ein
wichtiges
Werk
für
die
Kunst-
und
Literatur-
wissenschaft.

Das Buch „Lob der Romantik“
von Hans Pischegger
ist ein wertvolles
Dokument
über die Romantik
in der Kunst
und Literatur
des 19. Jahrhunderts.
Es ist ein
wichtiges
Werk
für
die
Kunst-
und
Literatur-
wissenschaft.